

Zur Woche der Religionen (4.–10. November 2012)



NEHMEN SIE PLATZ!
Gespräche auf dem
Sofa – ein inner-
religiöser Dialog (S.2–5)

BILD: PIA NEUBSCHWANDER/MONTAGE-REINTRA HUBSCHMIED

Dialog! – Was denn sonst?

RELIGIONEN/ Was tun gegen Misstrauen und Hass zwischen Judentum, Christentum und Islam? Was tun gegen die wachsenden Gräben innerhalb einer Religionsgemeinschaft? – Ein Plädoyer fürs Gespräch.

Entsetzt über die Gräueltaten des Holocausts während des Zweiten Weltkriegs in Europa, fragte man sich, wie so etwas geschehen konnte. Und vor allem: Was zu tun ist, dass sich so etwas nicht wiederholen kann. Die Antwort einiger mutiger Frauen und Männer lautete: Dialog! Man sollte das Judentum kennenlernen und die Lehre der Verachtung überwinden. Es galt, alles zu tun, um Vertrauen aufzubauen. Dass dies besonderer Anstrengungen auf christlicher Seite bedurfte, versteht sich angesichts der Geschichte von selbst. Dass es auf jüdischer Seite eine riesige Überwindung brauchte, ebenfalls: Soll man mit denen reden, die diese Gräueltaten zuließen – oder gar selbst daran beteiligt waren? Es brauchte Mut, zum Dialog Ja sagen zu können – aber man tat es: Zig Informationsveranstaltungen wurden durchgeführt, Arbeitsgemeinschaften gegründet, Lehrstühle errichtet, Verlautbarungen kommuniziert, Tagungen und Synoden und Konzilien veranstaltet.

VERHÄRTET. Seit den 1970er-Jahren gibt es Muslime in der Schweiz. Sie wurden aber nicht eigentlich als Muslime, sondern vor allem als Arbeitskräfte wahrgenommen. Man ging davon aus, dass sich deren Islam, wenn sie nur lange genug in der Schweiz leben und die Vorteile der hiesigen Kultur kennenlernen würden, von selbst auflöste. Weit gefehlt. Der Mangel an Arbeitskräften und der Zerfall Jugoslawiens brachte in den Neunzigerjahren eine verstärkte Immigration nach Westeuropa. Der Islam wurde sichtbar, jedoch immer mehr unter dem Vorzeichen des Islamismus wahrgenommen. Seit dem 11. September 2001 verbreitete sich zudem der Generalverdacht, jeder Muslim könnte ein Terrorist sein. Und

verübten radikale Islamisten irgendwo in der Welt ein Verbrechen, erwartete man von den Muslimen in der Schweiz, ob religiös oder nicht, dass sie sich zu distanzieren hätten. Die Positionen verhärteten sich zusehends. Was tun? Reden!

VERHÄRMELT. Und? Hat der Dialog zwischen Juden, Christen und Muslimen etwas verändert? Hat er Einfluss auf die gesellschaftlichen Verhältnisse? Ist er nicht einfach ein Weichspülmittel, der angesichts harter Fakten bedeutungslos ist, ein Zuckerguss für Entwicklungen, die unerträglich sind? Streut man sich mit dem Dialog nicht gegenseitig Sand in die Augen, um von der harten Realität abzulenken? Sind es nicht immer dieselben Menschen, die an interreligiösen Dialogveranstaltungen teilnehmen? Zeigt nicht gerade die in diesem Sommer geführte Debatte um die Beschneidung, was für unheimliche Geister unter einer nur dünnen Fläche von Political Correctness schlafen? Geister, die man – Dialog sei Dank – gebannt glaubte? Und überhaupt: Ist der interreligiöse Dialog nicht ein Feigenblatt angesichts des oft nicht stattfindenden Dialogs zwischen konservativen und progressiven Exponenten innerhalb des Judentums, des Christentums, des Islams?

VERTRAUT. Die kritischen Fragen lassen sich vermehren – aber die Antwort darauf wird immer lauter: mehr Dialog! Der Dialog hat etwas verändert, sonst würde nicht so viel über ihn gestritten. Auch wenn es stimmt, dass bei Dialoganlässen jene Menschen anzutreffen sind, die dem Gespräch etwas zutrauen, so spricht das nicht gegen den Dialog, sondern für ihn. Denn niemand kann zu einer Diskussion auf Augenhöhe gezwungen werden.

VERUNSICHERT. Echter Dialog ist nicht ohne Risiko zu haben. Zu oft nämlich geschieht es, dass Menschen, die Schwierigkeiten mit ihrer eigenen Identität haben und selbst nicht wissen, wer sie sind, anderen sagen, wie diese zu sein hätten. Sie brauchen jemanden, den sie, so wie er ist, als störend empfinden, und von dem sie sich abgrenzen können. Dann können sie wenigstens von sich sagen: Ich bin nicht so wie der! Wer sich hingegen um den Dialog bemüht, wird sich von den anderen sagen lassen, wie sie sich selbst sehen und wie sie ihre heiligen Schriften verstehen. Er wird sich auch sagen lassen, wie er von ihnen gesehen wird. Andere sehen einen anders, als man sich selbst sieht. Das verunsichert. Aber diese Verunsicherung kann auch heilsam sein, weil sie einem Dinge zeigen kann, die man an sich selbst oder an der eigenen Religion nicht sehen kann.

«Das Eigene und das Fremde kennenlernen: Das ist die Antwort auf die drängenden Fragen unserer Zeit.»

Deshalb hilft der Dialog, das Eigene neu zu sehen und zu verstehen. Das kann man aber nur, wenn man weiss, was das Eigene ist. Ein Dialog ohne Kenntnis ist nicht möglich. Das Eigene und das Fremde kennenlernen: Das ist die Antwort auf die drängenden Fragen unserer Zeit.

MICHEL BOLLAG, HANSPETER ERNST, RIFA'AT LENZIN

Michel Bollag (jüd.), Hanspeter Ernst (christl.) und Rifa'at Lenzin (musl.) bilden das Leitungsteam des Zürcher Lehrhauses. www.zuercher-lehrhaus.ch

EDITORIAL

Peter Abelin, Christa Amstutz, Jean Drummond-Young, Jasmina El-Sonbati, Carmen Frei, Samuel Geiser, Rita Jost, Andreas Krummenacher, Martin Lehmann, Jürg Meienberg, Sabine Schüpbach

Flügelkämpfe

«Die interreligiöse Zeitung»: So nennt sich «zVisite» im Untertitel. Entsprechend widmeten sich die bisherigen elf Ausgaben denn auch Fragen des Dialogs zwischen den Religionsgemeinschaften. Doch gibt es sie wirklich, «die» Religionsgemeinschaften? Sind nicht die Unterschiede innerhalb einer Religionsgemeinschaft manchmal grösser als jene zwischen den Religionen? Könnte es sogar sein, dass die sogenannten Fundamentalisten einander über die Religionsgrenzen hinweg näherstehen als den Glaubensgenossen in der eigenen Religion, die bemüht sind, ihre Traditionen zu hinterfragen und der Zeit anzupassen? Beschränkt sich der Dialog zwischen Juden, Christen und Muslimen nicht sowieso auf diese liberalen Kräfte?

NEUE TRENNLINIEN. Alle diese Fragen waren Grund genug, für einmal das innerreligiöse Gespräch in den Mittelpunkt der «zVisite» zu stellen. Oft genug gehen sich die Exponentinnen und Exponenten der religiösen Pole aus dem Weg. Für «zVisite» trafen sie sich nun zu aufschlussreichen Sofagesprächen. Diese verliefen, wie erwartet, kontrovers, doch war trotz aller Differenzen auch die gemeinsame Grundlage des jeweiligen Glaubens zu erkennen. Es könnte durchaus sein, dass die äusseren Umstände in absehbarer Zukunft zu nochmals neuen Trennlinien führen werden. Immer mehr steht nämlich die Religion an sich im Brennpunkt der öffentlichen Debatte. Die Diskussion um die Knabenbeschneidung ist nur das neueste Beispiel dafür, dass durch den Glauben begründete Riten und Gebräuche vom wachsenden säkularen Teil der Gesellschaft grundsätzlich infrage gestellt werden. Es ist abzusehen, dass die Differenzen innerhalb und zwischen den Religionen und Konfessionen in den Hintergrund treten werden – zugunsten eines gemeinsamen Ringens um die Religionsfreiheit.

EINE KOPRODUKTION VON:

reformiert.

Reformierte Monatszeitung für die deutsche und rätoromanische Schweiz

pfarrblatt

Wochenzeitung der römisch-katholischen Pfarreien des Kantons Bern, alter Kantonsteil

Horizonte

Pfarrblatt Aargau

Christkatholisch

Zeitschrift der Christkatholischen Kirche

tachles

Das jüdische Wochenmagazin



Mitgliedern der muslimischen Glaubensgemeinschaft in der Schweiz

Zwischen Zeit und Ewigkeit

SOFAGESPRÄCH, JÜDISCH/ Ist das jüdische Gesetz unveränderbar, oder muss es im Kontext der Zeit stets neu interpretiert werden? Marlise Dreifuss, Mitglied einer liberalen jüdischen Gemeinde, und René Benesch, Lehrer an einer orthodoxen Privatschule, sind sich uneins.

MARLISE DREIFUSS-PAUCKER, 68

ist Mitglied der Jüdischen Liberalen Gemeinde Or Chadasch in Zürich, die von ihrem Ehemann Alex Dreifuss präsiert wird. Von Beruf ist die zweifache Mutter und vierfache Grossmutter Fachärztin für Psychotherapie und Kinder-/Jugendpsychiatrie.



«Haben Sie schon einmal darüber nachgedacht, was es für eine Frau bedeutet, in der Synagoge hinter einer Wand abgekapselt zu sein?»

•••••



RENÉ BENESCH, 56

ist in Prag geboren und flüchtete 1968 mit seinen Eltern in die Schweiz. Der studierte Sekundarlehrer und PR-Berater unterrichtet heute an mehreren orthodoxen jüdischen Privatschulen in Zürich. René Benesch wohnt in Bätterkinden BE und ist Mitglied der Jüdischen Gemeinde Bern.

«Frauen und Männer sind vor Gott gleichwertig, aber sie haben andere Rollen.»

•••••



Was heisst progressives, was heisst orthodoxes Judentum? Sofagespräch mit Marlise Dreifuss-Paucker und René Benesch

Frau Dreifuss, Herr Benesch: Was ist für Sie ein guter Jude, eine gute Jüdin?

DREIFUSS: Für mich ist wesentlich, dass sich mein Judentum nicht im Ausführen von bestimmten Aktivitäten erschöpft, sondern dass ich darüber reflektiere, was davon für mich hier und jetzt wesentlich ist. Und dass ich zu dem stehen kann, was ich tue und was ich denke.

BENESCH: Aus meiner Perspektive, aus jener des religiösen Judentums, ist es wesentlich, dass man sich von der Thora – also den fünf Büchern Mose und dem Talmud – leiten lässt. Echte Frömmigkeit misst sich aber auch an der Beziehung zum Mitmenschen, und diese setzt ein gutes Herz voraus.

Sie vertreten ein orthodoxes Judentum, Herr Benesch. Was unterscheidet Sie von jenen Ultraorthodoxen, die vor allem in Israel immer wieder für Schlagzeilen sorgen?

BENESCH: Ich verwende den Begriff «orthodox» nicht. Er wurde uns im 19. Jahrhundert von den Liberalen in einem abwertenden Sinn aufoktroiert. Und schon gar nicht unterscheidet sich zwischen «orthodox» und «ultraorthodox»: Das sind Charakterisierungen, die sich oft an der Kleidung und anderen Äusserlichkeiten orientieren. Ich spreche lieber vom «charedischen» (*gottesfürchtigen, die Red.*) Judentum. Dieses unterscheidet sich grundsätzlich vom liberalen Judentum.

Frau Dreifuss, was verstehen Sie unter liberalem Judentum?

DREIFUSS: Der Begriff «liberal» kann leicht missverstanden und zum Beispiel als «freizügig» interpretiert werden. Ich ziehe deshalb den Begriff «progressives Judentum» vor. Er unterstreicht, dass etwas in Bewegung ist. Das heisst für mich, dass wir uns in der Zeit, in der wir leben, den Fragen immer wieder neu stellen, die vom Judentum her kommen. Auch in dem, was durch die Thora überliefert ist, muss eine Entwicklung sein, und wir sind aufgerufen, diese mitzumachen.

BENESCH: Ich glaube, wir haben eine grundsätzlich unterschiedliche Auffassung vom jüdischen Gesetz: Für uns ist die Thora eine göttliche Offenbarung von ewiger Gültigkeit. Man kann sehr wohl auch aktuelle Fragestellungen auf dieser Grundlage beantworten, ohne den Rahmen zu verändern.

DREIFUSS: Eine göttliche Offenbarung ja, doch empfangen und niedergeschrieben wurde die Thora von Menschen. Deshalb spiegelt sich in der Schrift auch jene Zeit. Das wird sichtbar, wenn man an die Stellung der Frau denkt, damals und heute. Da

können wir nicht bei dem stehen bleiben, was am Berg Sinai offenbart und weitergegeben worden ist.

Bleiben wir gerade bei der Rolle der Frau: In orthodoxen Synagogen spielen Frauen keine aktive Rolle im Gottesdienst. Ist die Gleichberechtigung der Geschlechter für Sie kein Wert, Herr Benesch?

BENESCH: Nach unserem Verständnis sind Frauen und Männer vor Gott gleichwertig, aber sie haben andere Rollen. Nicht alles, was auf den ersten Blick nach Diskriminierung aussieht, ist eine solche.

DREIFUSS: Haben Sie schon mal darüber nachgedacht, was es für eine Frau bedeutet, in der Synagoge hinter einer Wand, auf der Seite oder im oberen Stockwerk abgekapselt zu sein und nur wenig vom Gottesdienst mitzukriegen? Ich fühlte mich in meiner früheren Zeit bei der Israelitischen Cultusgemeinde Zürich (ICZ) nicht in den Gottesdienst einbezogen – und habe so mit andern Frauen geplaudert. Ich habe mich dann auf eine spirituelle Suche begeben und bin erst viel später in die liberale Gemeinde eingetreten. Nachdem ich mit dem liberalen Gedankengut vertraut wurde, habe ich gelernt, aus der Thora zu lesen. Und ich habe auch die Gelegenheit, dies im Gottesdienst zu praktizieren. Das war für mich eine grossartige Entdeckung.

BENESCH: Ich kann nicht alles nachvollziehen, was Sie sagen. In meinem Umfeld erlebe ich die Frauen als recht selbstbewusst. Wir gehen zudem davon aus, dass die Frauen von ihrem Wesen her näher bei Gott sind. Der Mann hat dagegen mehr Pflichten, sogenannte «Mitzwot», zu erfüllen. Das führt zu dieser Differenzierung im Gottesdienst. Von einer Abkapselung oder gar Geringschätzung hingegen würde ich nicht sprechen.

Im Frühling wurde in der TV-Sendung «Schweiz aktuell» über das Leben orthodoxer Zürcher Juden berichtet. Dabei wurde etwa gezeigt, wie während des einwöchigen Pessachfestes, das ja an den Auszug des jüdischen Volks aus Ägyptens erinnert, in jüdischen Familien kein Brot gegessen werden darf – und wie akribisch darauf geachtet wird, dass nicht das kleinste Krümelchen in der Wohnung verbleibt. Warum diese extreme Genauigkeit?

BENESCH: Das gesäuerte Brot steht für etwas, das sich aufbläht. Indem man es an Pessach entfernt, soll das den Menschen zur Bescheidenheit bewegen. Und da das Judentum eine Religion der Tat ist, wird dies mit der aktiven Suche nach allem Gesäuerten unterstützt. Dies entspricht dem Gebot der Thora; gezwungen wird jedoch niemand. Im Judentum beruht alles auf einer freien Entscheidung.

DREIFUSS: Wie kann sich eine Frau frei entscheiden, wenn der Mann der Herr im Haus ist?

BENESCH: Gerade im Haus ist der Mann ja eben nicht der Herr. Zudem wäre es für mich selbstverständlich, dass ich der Frau helfe.

DREIFUSS: Und wenn sie es nicht tun möchte, weil sie es nicht richtig oder merkwürdig fände?

BENESCH: Dann stellt sich die Frage, ob die richtigen Menschen zueinandergefunden haben. Bei grundsätzlichen Fragen der religiösen Einstellung müsste man vorgängig überprüfen, ob eine Übereinstimmung besteht. Sonst gibt es tatsächlich Probleme.

Sie haben die Thora vorhin als unveränderliche göttliche Offenbarung bezeichnet, Herr Benesch. Was bedeutet das konkret für Ihre Tätigkeit als Lehrer an den orthodoxen jüdischen Privatschulen, wo Sie unterrichten?

BENESCH: Ich unterrichte dort weltliche Fächer, die ich thematisch mit dem Judentum verbinde. Der Wissenschaft kommt gemäss unserem Verständnis eine dienende Funktion zu. Soweit sie dafür reif genug sind, mache ich die jungen Menschen alters- und stufengerecht damit vertraut. Grundsätzlich halten wir uns an den behördlichen Lehrplan, setzen aber eigene Akzente.

Was halten Sie von religiös ausgerichteten Privatschulen, Frau Dreifuss?

DREIFUSS: Einerseits halte ich es für wichtig, dass sich Mitglieder aller Religionen in einer Gesellschaft integrieren. Andererseits bin ich dafür, dass man seine Eigenart leben und zeigen kann. Was mich betrifft, ist das Judentum zwar ein Teil von mir, aber eben nur ein Teil. Eine jüdische Schule würde meinen jüdischen Teil zu einseitig betonen.

BENESCH: Für mich ist es selbstverständlich, dass man sich integriert, dass man also seine Eigenart im Rahmen der geltenden Gesetzgebung lebt. Nach meiner Flucht in die Schweiz habe ich hier damals aber einen grossen Anpassungsdruck erlebt – den gibt es in dieser Form heute zum Glück nicht mehr.

Gibt es Themen, bei denen Sie sich von nicht jüdischen Personen unverstanden fühlen?

DREIFUSS: Nicht jüdische Freunde setzen uns Juden manchmal mit Israel gleich. Damit habe ich Mühe. Und ich habe nicht immer Lust, mich auf eine Diskussion einzulassen.

BENESCH: Diese Unlust kenne ich auch – vor allem wenn das nötige Hintergrundwissen fehlt.

GESPRÄCH: PETER ABELIN, JASMINA EL-SONBATI

Zwischen Pflicht und Freiheit

SOFAGESPRÄCH, MUSLIMISCH/ Der eine trägt kurze Hosen, Sneakers und eine modische Sonnenbrille, der andere ein schwarzes Hemd, ein weisses Gebetskäppchen und einen langen Bart – und beide sind Muslime: Was verbindet, was trennt Amr Abdelaziz und Qaasim Illi?

AMR ABDELAZIZ, 35

ist als Sohn ägyptischer Eltern in Lausanne geboren und im Kanton Zürich aufgewachsen. Er studierte Jurisprudenz und ist heute als Rechtsanwalt mit Spezialgebiet Kartellrecht in Zürich tätig. Abdelaziz ist Gemeinderat (SP) der Zürcher Vorortsgemeinde Opfikon.



«Dass Muslime einen Bart tragen müssen, stimmt nicht. Wers tut, will auffallen und provozieren.»



QAASIM ILLI, 30

wurde als Patric Jerome Illi in Schaffhausen geboren. Nach einer Informatikerlehre machte er sich vor allem als Veranstalter von Technopartys einen Namen. 2003 konvertierte er zum Islam und änderte seinen Vornamen. Qaasim Illi, verheiratet und Vater von vier Kindern, studiert heute Geschichte und Islamwissenschaft in Bern und ist Vorstandsmitglied des Islamischen Zentralrats Schweiz (IZRS).

«Ich will kommunizieren: Der Islam ist das Zentrum meines Lebens.»



Herr Abdelaziz, Herr Illi: Was ist für Sie ein guter Muslim, eine gute Muslimin?

ABDELAZIZ: In erster Linie ein Mensch, der gut ist zu seinen Mitmenschen.

ILLI: Einfach nur gut sein reicht mir nicht. Ein guter Muslim befolgt alle Regeln unserer Religion.

ABDELAZIZ: Damit habe ich Mühe. Der Islam ist zwar ein Teil von mir, aber ich definiere mich auch über andere Zugehörigkeiten: Ich bin nicht nur Muslim, ich bin auch Jurist, Schweizer Bürger, Lokalpolitiker, ein Mensch, dem sozialer Zusammenhalt wichtig ist. Ihr vom Islamischen Zentralrat reduziert meiner Meinung nach den Menschen einseitig auf dessen religiöse Zugehörigkeit.

ILLI: Stimmt, doch das hat einen Grund: In der Schweiz gibt es Muslime mit unterschiedlichen kulturellen Hintergründen. Ihr gemeinsamer Nenner sind Allah und der Koran. Und diesen fühlen wir uns verpflichtet.

Wie praktizieren Sie Ihren Glauben?

ABDELAZIZ: Wenn ich in Ägypten bin, meiner ursprünglichen Heimat, bete ich in der Moschee und faste auch, was ich hier, in der Schweiz, nicht regelmässig tue. Hier bedeutet für mich mein Glaube, dass ich mich bemühe, ehrlich, aufrichtig und verantwortungsvoll zu leben. Und dass ich mich frage, wie ich als privilegierter Erdenbürger anderen helfen kann, denen es weniger gut geht.

ILLI: Der Hauptunterschied zwischen mir und dir, Amr, ist offensichtlich: Ich halte mich strikte an die islamischen Regeln – egal, ob in Ägypten oder in der Schweiz.

Wo haben Muslime in der Schweiz Probleme?

ABDELAZIZ: Persönlich hatte ich noch nie Probleme. Wenn aber muslimische Frauen ein Kopftuch, einen Hijab, tragen, werden sie oft diskriminiert, etwa bei der Stellensuche. Das ist ungerecht, da müsste die Gesellschaft toleranter sein. Etwas anderes ist die Ganzkörperverschleierung, der Niquab: Eine voll verschleierte Frau, die im Service, an einem Schalter oder in einem Schulzimmer arbeitet – das will auch ich nicht.

ILLI: Diese Diskussion können wir uns sparen. Ich kenne keine einzige ganzkörperverschleierte Frau, die sich in der Schweiz je um einen Job beworben hat. Mit ihrer Kleidung signalisiert sie ja, dass sie den Islam so praktizieren will, dass eine reguläre Erwerbsarbeit ausserhalb des Hauses für sie gar nicht infrage kommt. Meine Frau trägt einen Voll-

schleier, und sie käme nie auf die Idee, sich so um eine Stelle zu bewerben.

Ein dauernder Streitpunkt ist der obligatorische Schwimmunterricht in der Schule. Was ist ihre Haltung?

ILLI: Kinder sollen schwimmen lernen, keine Frage. Der Ganzkörperbadeanzug für Mädchen, der «Burquini», ist eine gute Lösung. Aber wenn hochorthodoxe Muslime auch damit Probleme haben, oder wenn das Kind einfach nicht will, dann sollte man meiner Meinung nach auch mal einen Dispens aussprechen. Man muss doch solche kleinen Dinge irgendwie lösen können. Wir brauchen keine Zwangsintegration.

ABDELAZIZ: Aber Qaasim, es geht doch nicht nur ums Schwimmen. Unser Schulunterricht dient doch auch der Gemeinschaftsbildung. Ich verstehe nicht, warum ihr da so stur seid.

ILLI: Einverstanden, Amr: Die Schule hat einen gesellschaftlichen Auftrag. Aber wenn sich einige Muslime nicht wohlfühlen durch Vorgaben und Forderungen dieser Gesellschaft, muss es doch individuelle Lösungen geben. Bei den Juden gibt es die ja auch, die haben seit Langem eigene Schulen.

Warum sind Sie eigentlich zum Islam konvertiert, Herr Illi?

ILLI: Ich habe den Islam in Palästina zum ersten Mal direkt erlebt. Beim Gebetsruf haben alle die Arbeit niedergelegt, das hat mich sehr fasziniert.

Sie, Herr Abdelaziz, sind als Muslim geboren. Würden Sie den Islam auch freiwillig zu Ihrer Religion wählen?

ABDELAZIZ: Was Qaasim sagt, beeindruckt mich sehr. Ich weiss nicht, ob ich den Islam wählen würde. Bei Qaasim sieht man, dass es persönliche Erlebnisse sind, die ihn dazu bewogen haben.

Haben Sie eigentlich auch nicht muslimische Freunde?

ABDELAZIZ: Ich habe eigentlich fast nur nicht muslimische Freunde...

ILLI: Ich habe auch ein paar – aus der Zeit vor meiner Konversion zum Islam. Ich habe etwa Kontakte zu Leuten von der Auns (*Aktion für eine unabhängige und neutrale Schweiz, die Red.*), bei der ich Mitglied war. Mit SVP-Nationalrat Lukas Reimann, den ich von früher kenne, ass ich auch schon mal eine Pizza.

Sie, Herr Illi, tragen einen Bart und eine Gebetskappe, Sie reichen einer Frau, die nicht mit Ihnen verwandt ist, nicht die Hand. Warum dieses offensichtliche Zurschaustellen Ihrer Religion?

ILLI: Den Bart trage ich, weil es für Muslime Pflicht ist. Das ist relativ unumstritten unter Gelehrten. Die Kopfbedeckung ist eine Sunna. Es geht mir aber auch um den Aufbau meiner Identität. Gerade als Konvertit ist mir das wichtig. Wenn ich auf diese Äusserlichkeiten keinen Wert legte und meinen Namen nicht geändert hätte, sähe man mir meine Religionszugehörigkeit nicht an. Ich will kommunizieren: Der Islam ist das Zentrum meines Lebens.

ABDELAZIZ: Dass Muslime einen Bart tragen müssen, stimmt nicht. Qaasim will als Muslim auffallen und provozieren. Das ist schon okay – die Frage ist nur: Wie weit soll man mit seinen Provokationen gehen? Wer die Mehrheitsgesellschaft dauernd provoziert, gefährdet unter Umständen das friedliche Zusammenleben. Es braucht auf der Seite der Minderheit auch eine gewisse Sensibilität.

ILLI: Den Begriff Mehrheitsgesellschaft finde ich problematisch. Er suggeriert eine Homogenität, die es gar nicht gibt, der sich die Muslime aber als Sonderkategorie quasi unterzuordnen hätten. In dieser Perspektive erscheint das andere Auftreten der Muslime immer sofort als Provokation. Dabei ist eine Gesellschaft nie einheitlich, sondern per se heterogen. Und wenn wir schon von Provokation sprechen: Es sind nicht die Muslime, die provozieren, es sind die Muslime, die provoziert werden – durch populistisches Gebaren. Darum haben wir 2009 den Islamischen Zentralrat gegründet: als Reaktion auf die islamfeindlich geführte Debatte rund um die Minarettverbotsinitiative.

ABDELAZIZ: Nicht der Islamische Zentralrat, sondern ganz viele zivile Organisationen – Menschenrechtsgruppen, Linke, Grüne und Mitte-Parteien sowie die Kirchen – setzen sich seit Langem dafür ein, dass Muslime hier nicht diskriminiert werden. Dank dem Einsatz all dieser Menschen geht es den Muslimen in der Schweiz relativ gut.

ILLI: Den Muslimen in der Schweiz geht es nicht gut, sie werden in hohem Masse diskriminiert. Das belegt auch der letzte Bericht der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD).

Immerhin gibt es in der Schweiz viele interreligiöse Foren, wo Religionsgemeinschaften miteinander ins Gespräch kommen könnten – der Islamische Zentralrat ist aber bislang noch nirgends dabei. Warum nicht?

ILLI: Man hat uns nicht eingeladen. Wir verweigern uns nicht.

GESPRÄCH: JASMINA EL-SONBATI, RITA JOST



Wie strikt müssen die Regeln des Islam eingehalten werden? Sofagespräch mit Amr Abdelaziz (l.) und Qaasim Illi

Zwischen Yoga und Dämonen

SOFAGESPRÄCH, REFORMIERT/ Wie wurde die Welt erschaffen, wie wörtlich muss man die Bibel nehmen, was geschieht nach dem Tod? Paul Veraguth und Thala Linder, beide im reformierten Pfarramt, sind gläubige Menschen. Durchs Leben gehen sie aber auf unterschiedlichen Wegen.

PAUL VERAGUTH, 52 ist reformierter Pfarrer in der Kirchgemeinde Wattenwil BE. Daneben hält er tägliche Videoandachten auf Livenet, setzt sich im Dialog zwischen Täufern und Landeskirche ein und befasst sich mit biblischer Archäologie. Der Nachfahre von Täufern und Methodisten ist verheiratet und Vater von acht teils erwachsenen Kindern.



«Nur durch die Vergebung seiner Sünden kann ein Mensch in Ewigkeit leben.»



Ist Jesus der einzige Weg zu Gott? Sofagespräch mit Paul Veraguth und Thala Linder

Frau Linder, Herr Veraguth: Was ist für Sie ein guter Reformierter, eine gute Reformierte?

LINDER: Jemand, der eine Beziehung zu Gott und den Mitmenschen lebt und seinen Glauben von diesen Begegnungen immer wieder hinterfragen lässt. **VERAGUTH:** Sich ständig reformieren. Für mich bedeutet das, mich in die Nachfolge Jesu zu begeben. Man kann dann nach reformiert nicht einfach einen Punkt machen, wie das die gleichnamige Zeitung «reformiert.» tut. Man steht in einem Prozess, der weitergeht und offen ist.

Wo würden Sie sich mit Ihrem Glauben positionieren, zwischen liberal und fundamentalistisch?

LINDER: Den einen bin ich zu liberal, den andern zu evangelikal. Ich möchte bekennd und zugleich offen sein. Dabei fällt mir immer wieder auf, wie unterschiedliche Worte Menschen für dieselben Glaubensinhalte wählen.

VERAGUTH: Man kann mich schon in die fundamentalistische Ecke stellen. Ich sehe mich dort auf der Seite der Charismatiker: Gottes Geist bewegt, befähigt, inspiriert Menschen.

LINDER: Das stimmt auch für mich, obwohl ich mich nicht Charismatikerin nenne. Gottes Geist bewirkt, dass die Menschen sich bewegen und nicht auf einem Fundament vermeintlicher Wahrheit stehen bleiben. Bereits der Reformator Zwingli sah, dass die Schrift zwar eine Autorität ist, der Heilige Geist aber manchmal zu einer freieren Auslegung der Schrift bewegt.

Wie lesen Sie die Bibel: wortwörtlich oder in ihrem geschichtlichen Kontext?

VERAGUTH: Ich glaube krasse Sachen. Zum Beispiel, dass Gott die Welt in sechs Tagen erschaffen hat.

Wirklich?

VERAGUTH: Ja, ich glaube nicht an die Evolution, weil ich überzeugt bin, dass Gott das Recht des Stärkeren niemals zum Schaffungsprinzip erklärt hätte. Die Sünde, in der die Welt steckt, gehört nicht zu seinem Plan. Sie kommt vom Menschen, der aufgehört hat, für die Schöpfung eine Wohltat zu sein. **LINDER:** Zum Verständnis der Bibel in der heutigen Zeit hilft mir, sie in ihrem historischen Umfeld zu lesen. Mich interessiert, was die Schöpfungsgeschichte für die damaligen Leute bedeutet hat: Sie zeigte auf, dass Sonne, Mond und Sterne nicht Götter, sondern von Gott gemacht sind. Dass, wenn Gottes Geist über dem grossen Wasser schwebt, dieses nicht von Dämonen beherrscht ist. Ob die

Erde in sechs Tagen oder in Jahrillionen entstanden ist, hat keinen Einfluss darauf, wie sehr ich die Schöpfung bewundere und was ich Gott zutraue.

Wie wichtig sind Ihnen die Gebote und konkreten Handlungsanweisungen in der Bibel?

VERAGUTH: Für mich sind die Zehn Gebote eine Vision, wie der Mensch sein könnte. Eine Verheissung, die auf Jesus hinweist und die nur er erfüllen kann. **LINDER:** Ich bin insofern mit dir einverstanden, als es nicht in erster Linie um das Einhalten einzelner Gebote geht – was in freikirchlichen Kreisen ja oft sehr wichtig ist –, sondern um das Einüben einer Haltung, um eine Beziehung zu Gott. Ich glaube aber nicht, dass dies zur Zeit vor Jesus nicht möglich gewesen wäre. Das Verständnis von Christus im fundamentalistischen und im liberalen Spektrum unterscheidet sich sehr: Die einen sehen Jesus als einzigen Weg zu Gott, die anderen als einen normalen Menschen.

Herr Veraguth, Sie treiben gelegentlich Dämonen aus. Frau Linder, Sie machen regelmässig Yoga in der Kirche. Sind das für Sie Wege zu einem heilen Leben?

LINDER: Ich biete in der Kirchgemeinde nicht einfach Yoga an – ich nenne es Bewegungsimpuls, ich arbeite dabei mit der Franklin-Methode. Ja, ich bin überzeugt, dass Menschen auch über Leibarbeit von Lasten befreit werden und Heilung erfahren können. Dabei verfolge ich das alttestamentliche Menschenbild, das keine Trennung von Körper und Geist kennt. Viele Leute tragen ein schweres Joch mit sich herum, das sieht man ihrer Körperhaltung an.

VERAGUTH: Schuld und Verletzungen können Menschen verkrüppeln. Jesus hat dem Gelähmten seine Sünden vergeben und gesagt: Steh auf und geh!

Bestehen Sie auf dieser Reihenfolge: Vor der Heilung braucht die Vergebung der Sünden?

VERAGUTH: Die Reihenfolge ist für mich hier klar: Die Heilung setzt die Vergebung der Sünden voraus. Was die Dämonenaustreibung angeht: Ich bin überzeugt, dass Menschen von bösen Geistern heimgesucht werden können – etwa wenn sie sich auf okkulte Praktiken einlassen. Ich führe aber weder einen Zauber noch ein Ritual durch. Ich bete ganz einfach mit den Betroffenen um Gottes Hilfe. Voraussetzung ist, dass sie selbst Befreiung wollen.

Wie wäre es für Sie, Herr Veraguth, mit einer liberalen Kollegin zusammenzuarbeiten? Fänden Sie, Frau Linder, den Draht zu einem evangelikaligen Kollegen?

VERAGUTH: Ich bin ein Nachfahre der Täufer, ich möchte aller Macht widerstehen. Ich will niemanden umpolen. Unser ganzes Pfarrteam ist zwar evangelikal orientiert; ich habe aber bei den Wahlen nie Einfluss genommen, obwohl ich gekonnt hätte. **LINDER:** Ein anderer Glaubensstil ist für mich kein Problem, wenn eine gemeinsame Orientierung da ist. Mühe habe ich mit Leuten, die nicht gesprächsbereit sind, und zwar auf allen Seiten. Oder mit Vereinnahmungen. Zum Beispiel wenn dafür gebetet wird, dass ich zum richtigen Glauben finde.

Sehen Sie Gemeinsamkeiten zwischen den Religionen? Und wie halten Sie es mit dem Missionieren?

LINDER: Wenn man sich in den Weltreligionen in die Mystik begibt, wo es um die reine Gottesbeziehung geht, trifft man sich problemlos. Diskutiert man aber über Weltbilder und Gebote, steht rasch das Trennende im Vordergrund – auch in der eigenen Glaubensgemeinschaft. Angehörige anderer Religionen haben ihre eigene Gottesbeziehung. Innerhalb meiner Konfession ist es mir aber wichtig, den Glauben ins Gespräch zu bringen.

VERAGUTH: Der interreligiöse Dialog ist spannend, weil man dabei ja immer über die eigene Identität nachdenken muss. Ich glaube aber nicht, dass das Gespräch auf institutioneller Ebene die Leute gross interessiert. Missionieren? Wenn ich mit Muslimen zu tun habe, erkläre ich ihnen schon das Evangelium – vorausgesetzt, die Situation ist stimmig.

Was geschieht mit den Menschen nach dem Tod?

VERAGUTH: Nur durch die Vergebung seiner Sünden kann ein Mensch in Ewigkeit leben. Auch wer noch nie von Jesus gehört hat, wird ihm begegnen und kann sich auf den Weg der Versöhnung begeben.

Und wer das nicht tut?

VERAGUTH: Der landet in der Verdammnis. **LINDER:** Ich kann mir kaum vorstellen, dass es Menschen gibt, die nach dem Tod nicht in die göttliche Liebe hineingenommen werden wollen. Aber ob es da noch ein individuelles Existieren gibt?

Wir sind am Ende des Gesprächs. Was möchten Sie einander mit auf den Weg geben?

LINDER: Bhüet di Gott. **VERAGUTH:** Wir haben Unterschiede zwischen uns erkannt. Im Stillen denkt man ja oft, es wäre schön, wenn das Gegenüber die Dinge mehr so sähe wie man selbst. – Ich wünsche dir Frieden im Herzen. **GESPRÄCH: CHRISTA AMSTUTZ, HANNAH EINHAUS**

«Ich kann mir kaum vorstellen, dass es Menschen gibt, die nach dem Tod nicht in die göttliche Liebe hineingenommen werden wollen.»



THALA LINDER, 32 ist reformierte Pfarrerin in der Kirchgemeinde Thalwil ZH. Vor dem Theologiestudium engagierte sie sich in der Jugendarbeit der evangelisch-methodistischen Kirche. Die diplomierte Yogalehrerin und Bewegungspädagogin lebt im Pfarrhaus in einer Wohngemeinschaft.

Zwischen Himmel und Erde

SOFAGESPRÄCH, KATHOLISCH/ Was ist der Unterschied zwischen einer bundesrätlichen Abstimmungsbotschaft und einem Lehrschreiben aus dem Vatikan? Béatrice Acklin Zimmermann und Giuseppe Gracia über mangelnde Gottesfurcht und katholischen Kontrolleifer.

BÉATRICE ACKLIN ZIMMERMANN, 51

Ist Dozentin an der Universität Freiburg und Studienleiterin für Religion, Theologie und Philosophie an der Paulus-Akademie Zürich. Die promovierte römisch-katholische Theologin ist verheiratet, Mutter zweier Kinder und politisiert für die FDP im Freiburger Stadtparlament.



«Aus biblischer Sicht spricht nichts gegen die Aufhebung des Pflichtzölibats, und es spricht auch nichts gegen das Frauenpriestertum.»



GIUSEPPE GRACIA, 45

wurde als Sohn eines Sizilianer und einer Spanierin in St. Gallen geboren. Er ist Schriftsteller (u.a. «Santinis Frau», Ammann-Verlag; «Kippzustand», Verlag Nagel & Kimche) und in einem Teilpensum Sprecher von Vitus Huonder, dem Bischof des Bistums Chur. Gracia, der von sich sagt, er habe «eine explizite Leidenschaft für Philosophie», ist verheiratet und Vater zweier Kinder.

«Das Lehramt, also die 2000-jährige katholische Tradition, hat einen weiteren Horizont als ich.»



Frau Acklin Zimmermann, Herr Gracia, was ist für Sie eine gute Katholikin, ein guter Katholik?

ACKLIN: Mit dieser Frage habe ich Mühe. Mich treibt viel mehr um, was es heisst, mein Christsein in einer Gesellschaft zu leben, in der das Christentum zunehmend an Bedeutung verliert, die Fragen nach dem Woher und Wohin der Menschen aber nichts an Dringlichkeit eingebüsst haben.

GRACIA: Die Frage, was ein guter Katholik ist, muss man Gott stellen. Er entscheidet, wie ein Mensch im Leben gewesen ist. Das gehört zum Beruhigenden am Glauben.

Sie weichen aus. Fragen wir anders: Wo positionieren Sie sich innerhalb der römisch-katholischen Kirche?

GRACIA: Ich habe Sympathien für die Traditionalisten: weil sie die mangelnde Gottesfurcht unserer Gesellschaft und zugleich die Vergöttlichung des Menschen spüren. Ich habe aber auch Sympathien für die Progressiven, weil sie die nicht seltene Selbstgerechtigkeit der Hierarchie infrage stellen. Letztlich sind mir aber beide Ausrichtungen zu absolut. Ich bin nicht der Überzeugung, dass sich aus dem katholischen Glauben eine bestimmte Gesellschaftsform ableiten lässt, wie Traditionalisten das meinen. Aber auch nicht, dass die Kirche sich der Welt anpassen muss, wie es Progressive fordern.

ACKLIN: Mir sind alle Schubladisierungen suspekt. Fernab von Lagerzuweisungen sehe ich mich als zweifelnde Glaubende und glaubende Zweifelnde. Vom Evangelium lasse ich mir sagen, dass der Zweifel wesentlich zum Glauben gehört (Mk. 9, 24).

Was ist typisch katholisch an Ihnen?

ACKLIN: Ich bin der klösterlichen Tradition verbunden, in der Frauen und Männer durch alle Zeiten hindurch ihren Zweifeln, Ängsten und Hoffnungen mit Psalmenworten Ausdruck gegeben haben. Sie ist ein grosser Schatz in der katholischen Kirche.

GRACIA: Mir gefällt unter anderem die Sinnlichkeit der Liturgie. Leider wird das heute oft verdeckt. Stattdessen wird geschwafelt, moralisiert, Händchen gehalten. Was mich am Katholizismus auch immer gefesselt hat, ist sein Menschenbild.

Welches Menschenbild meinen Sie?

GRACIA: Der Kirchenlehrer Thomas von Aquin (1225–1274) sagte, der Mensch trage sowohl «die Lust des Tieres» als auch «die Lust des Engels» in sich. Er sei also sowohl welt- und triebverhaftet als auch engelhaft-geistig. Der katholische Glaube be-

tont, dass beide Elemente untrennbar zusammengehören. Das gefällt mir. Ich finde heute kaum eine so kluge, bildhafte Zusammenfassung der Spannung, in der wir stehen. Leider konzentrieren sich die Traditionalisten oft auf das Engelhafte und verteufeln die Welt, die Progressiven konzentrieren sich auf die Welt und verteufeln die kirchlichen Wahrheiten.

ACKLIN: Das ist eine Zweiteilung, die ich nicht nachvollziehen kann. Mir ist eine andere theologische Vorstellung näher: dass der Mensch ein äusserst fragiles Wesen ist, das viel zu leisten vermag, aber sich auch immer wieder übernimmt und in alte Fehler zurückfällt. Deshalb bedarf er göttlicher Hilfe.

Kreise in der römisch-katholischen Kirche fordern die Aufhebung des Pflichtzölibats und die Frauenordination. Wie denken Sie darüber?

ACKLIN: Aus biblischer Sicht spricht nichts gegen die Aufhebung des Pflichtzölibats, es spricht auch nichts gegen das Frauenpriestertum. Man sollte aber auch nicht so tun, als hinge der grosse Vertrauensverlust der Kirche nur mit diesen Themen zusammen.

GRACIA: Mich interessiert Kirchenpolitik nicht sehr. Wichtig ist, wie sich der Einzelne zum Leben und zu Gott verhält. Eine Kirche, die nicht mehr klipp und klar vom Sinn des Lebens durch Gott spricht, von Gnade, Liebe oder Sünde als Bedrohung der Freiheit, eine solche Kirche ist überflüssig.

Zu welchen Themen sollte denn die Kirche klipp und klar Stellung beziehen?

GRACIA: Zu allem, was den Glauben betrifft. Zur Spannung zwischen Himmel und Erde. Sie soll sagen: «Verantworte dein Leben, mach das Beste daraus – aber vergiss nicht: Am Schluss geht es um mehr als nur die Zeit auf Erden.» Von der Erfüllung in Gott kann nur die Kirche sprechen. Weltliche Instanzen können auch für Gerechtigkeit oder Frieden eintreten, aber es wird immer weltlich und damit vergänglich bleiben. Deshalb braucht es eine grössere Hoffnung.

ACKLIN: Zu dem, «was uns unbedingt angeht», wie Paul Tillich es ausgedrückt hat. Also zu den grossen Sinnfragen. Darin eingeschlossen sind allerdings auch gesellschaftspolitische Fragen. Der besserwisserische Ton, den gewisse Kirchenvertreter bei solchen Fragen gelegentlich anschlagen, ist aber völlig verfehlt. Sie sollten sich vor Augen halten, dass das Evangelium unterschiedliche Lesarten zulässt, und davon absehen, den Gläubigen Vorschriften zum Abstimmungsverhalten zu machen.

Als Sprecher des Churer Bischofs Vitus Huonder haben Sie, Herr Gracia, vor einigen Monaten die katholischen Pfarrblätter gerügt, sie würden zu wenig die offizielle römisch-katholische Meinung vertreten...

GRACIA: Ich gebe hier nicht als Sprecher des Bischofs Auskunft, sondern als Privatperson. Das Christentum ist eine Gewissensreligion. Der einzelne Gläubige soll sich stets im Innersten entscheiden und danach handeln. Aber Pfarrblätter oder Portale, die sich römisch-katholisch nennen, müssen sich gemäss zweitem Vatikanischen Konzil auch an die offizielle Lehre halten. Das finde ich okay: Schliesslich darf auf dem Etikett einer guten Weinflasche auch nicht etwas draufstehen, was gar nicht drin ist.

ACKLIN: Ich würde einigen Kirchenvertretern wünschen, dass sie von ihrem Kontrolleifer abrücken würden und etwas mehr Gottvertrauen hätten. Das hiesse auch, den Gläubigen zuzutrauen, dass sie mündig genug sind, sich vor dem Hintergrund des Evangeliums eine eigene Meinung zu bilden.

GRACIA: Ich persönlich lese päpstliche Schreiben zu Themen wie Ehe, Schutz des Lebens oder Versöhnung mit Gewinn. Auch der Bundesrat gibt Abstimmungsempfehlungen ab. Das ist keine Entmündigung: Der Bürger kann sich danach frei entscheiden.

ACKLIN: Pardon, als Theologin, die zugleich in der Politik tätig ist, sage ich: Bundesrätliche Empfehlungen sind nicht vergleichbar mit lehramtlichen Aussagen, die einen klaren Wahrheitsanspruch haben.

GRACIA: Meine Beziehung zum Lehramt ist natürlich auch spannungsvoll, schliesslich bin ich in diesem Leben unterwegs. Aber ich habe eine Grundhaltung: Das Lehramt, also die 2000-jährige katholische Tradition, hat einen weiteren Horizont als ich.

Haben Sie eigentlich nicht katholische Freunde?

ACKLIN: Viele meiner Freundinnen und Freunde haben zur Kirche ein distanzierendes Verhältnis, verwickeln mich aber häufig in Gespräche, in denen es um Sinnfragen geht. Dass sie sich nicht mit einfachen Antworten zufrieden geben, finde ich bereichernd.

GRACIA: Als Schriftsteller habe ich kaum mit traditionellen Kirchengängern zu tun, sondern vor allem mit Agnostikern und Atheisten. Wenn wir länger zusammen diskutieren, finden wir oft Gemeinsamkeiten, vor allem das Suchen nach Antworten. Und dass jeder zu den eigenen Zweifeln, den eigenen Beschränkungen steht.

GESPRÄCH: ANDREAS KRUMMENACHER, SABINE SCHÜPBACH ZIEGLER



Was ist typisch katholisch? Sofagespräch mit Béatrice Acklin Zimmermann und Giuseppe Gracia

Wer hats erfunden?

HÄUSER DER RELIGIONEN/ 2014 wird es eingeweiht: das «Haus der Religionen» im Westen der Stadt Bern. Europaweit, ja weltweit sei es einzigartig, heisst es. Ist es das wirklich? Eine virtuelle Reise rund um die Welt – auf der Suche nach multireligiösen Häusern.



Bunte Türme mit Kreuz, Halbmond und Davidstern: Der «Tempel der Religionen» in Kasan/Russland

Das Ziel der Recherche ist etwas nebulös: Was ist überhaupt ein Haus der Religionen? Ist es ganz simpel ein Gebäude, das mehrere Weltreligionen unter einem Dach vereint? Da war doch eben was, im Sommer, ein interreligiöses Zentrum an den Olympischen Spielen in London: ein Haus, wo christliche, muslimische, jüdische, hinduistische und buddhistische Sportlerinnen und Sportler je eigene Gottesdiensträume zur Verfügung hatten. Doch kamen sich da die Religionen wirklich näher? Oder wurde dort nur fürs ganz persönliche Medaillenglück gebetet und geopfert?

GESPONSERT. Fliegen wir ein Haus oder grad einen «Garten der Religionen» weiter. Einen solchen gibt es nämlich tatsächlich, seit 2004, im Süden der Türkei, in der Nähe der Stadt Antalya, in Sichtweite zur Riviera (www.ewige-religion.info/member_betuyab.htm). Eine Kirche, eine Synagoge und eine Moschee – friedlich vereint rund um einen zentralen Platz. Gebaut haben das Ensemble fünfzig türkische Hoteliers für ihre Gäste. Ein «Garten der Religionen» als Tourismuspromotion? Das muss nichts Schlechtes sein. Aber geht das mit der Interreligiosität so einfach zwischen Bad und Bar?

Unternehmer als Mäzene der Interreligiosität: Das gibts nicht nur in der Türkei, das kann auch das bayrisch-fränkische Bad Kissingen bieten. Dort haben die Heiligenfeld-Kliniken, spezialisiert auf die Behandlung psychischer und psychosomatischer Erkrankungen, dem Kurort einen «Pavillon der Weltreligionen» geschenkt – anlässlich ihres 20-Jahr-Jubiläums (www.badkissingen.de). Ein sechseckiges, luftiges Holzgebäude, mit Nischen für Judentum, Christentum, Islam, Hinduismus, Buddhismus und eine «offene Spiritualität». Mit Kultusgegenständen von Buddha-Figur über Chanukka-Leuchter bis Christus-Kreuz. Einem geschenkten Gaul schaut man nicht ins Maul. Aber funktioniert das auch mit einem «Pavillon der Reli-

gionen»: Kann man die Weltreligionen mit Interreligiosität beschenken?

GESCHENKT. Gesponserte Interreligiosität ist auch für Wien angesagt, und zwar an bester Lage. Im neobarocken Ringstrassenpalais Sturany will sich bald das «Zentrum für Interreligiösen und Interkulturellen Dialog» einquartieren. Das «König Abdullah Bin Abdulaziz Zentrum», wie es auch heisst (www.dereinspruch.at/index.php?id=510). König Abdullah? Richtig, der absolutistische Herrscher über Saudi-Arabien. Der Wüstenmonarch möchte den Dialog zwischen Vertretern von Judentum, Christentum, Islam, Hinduismus und Buddhismus ausgerechnet in Wien fördern. Wo denn sonst?, möchte man einwerfen, in Saudi-Arabien geht das ja eh nicht. Dort ist die Errichtung von Synagogen, Kirchen und andern nicht islamischen Gebetshäusern streng verboten, ebenso die Einfuhr von nicht sunnitischen religiösen Material, etwa der Bibel.

GETRENNT. Fazit Nr. 1: Das Label «Haus der Religionen» ist nicht geschützt. Es schmücken sich allergattig Bauherren damit. Sogar die US-Armee könnte das tun, ist sie doch fast eine heimliche Pionierin in der Branche. Das in den Vereinigten Staaten hochgehaltene Recht auf freie Religionsausübung führte schon früh dazu, dass in Garnisonskirchen verschiedenste Kulturräume eingerichtet wurden, auch für Natur- und Stammesreligionen. Ein Klick – und schon ist man in der «United States Air Force Academy Cadet Chapel», nördlich von Colorado Springs: Eine futuristische, 46 Meter hohe Kathedrale von 1962 mit siebzehn Dachspitzen aus Aluminium, die an aufsteigende Kampflugzeuge gemahnen (www.usafa.af.mil/information/visitors/cadet_chapel.asp). Eingebaut sind in dieser «Chapel» eine grosse protestantische und eine kleine katholische Kirche, dazu ein jüdischer, buddhistischer und multispirituelle Raum. Alle mit separatem Eingang.

GEKÜNSTELT. Wer solcher monumentaler Interreligiosität entfliehen will, dem sei jetzt ein Abstecher ins tiefe Russland empfohlen, nach Kasan in der Republik Tatarstan, an den Ufern der Wolga. Dort steht ein «Tempel der Religionen» mit verschiedenen Turmspitzen, gekrönt von Kreuzen, Halbmonden und andern religiösen Emblemen (www.zeit.de/reisen/2012-03/kasan-tatarstan). Mit Wortformeln und Tierzeichen auf Kacheln und Mauerwerk. Gebaut hat den «Tempel» der Künstler, Philosoph und Wunderheiler Ildar Khanow, der «Hundertwasser von Tatarstan». Es stehen also keine Religionsgemeinschaften hinter dem Tempel, es werden auch keine Gottesdienste gefeiert. Mit der heiteren Sakralskulptur will Bauherr Khanow nur ausdrücken, dass Gott immer der Gleiche/die Gleiche/das Gleiche ist, in wel-



In Bern ab 2014

Ende Juni 2012 erfolgte der Spatenstich, im Herbst 2014 soll der Bau bezugsbereit sein: Das Haus der Religionen in Bern wird Teil eines 75-Millionen-Franken teuren Gebäudekomplexes am Entwicklungsschwerpunkt Ausserholligen. Im Endausbau wird die Anlage neben den Kulträumen für fünf Weltreligionen (Aleviten, Buddhisten, Christen, Hindus und Muslime) Wohnungen, Büros, ein Parkhaus, ein Einkaufszentrum sowie Läden und Cafés umfassen.

www.haus-der-religionen.ch
Anlässlich seines zehnjährigen Bestehens gibt der Verein Haus der Religionen das Buch «gegenwärtig, nicht fertig» heraus, in welchem die bewegte Geschichte des Projekts nachgezeichnet wird. Vernissage: 22. November, 18.30 Uhr, Laubeggstrasse 21, Bern

cher Religion auch immer. Sympathisch – und doch führt dies zu Fazit Nr.2: Ein Tempel, ein Garten, ein Zentrum, ein Pavillon, ein Haus der Religionen verdient seinen Namen nur dann, wenn dort Vertreterinnen und Vertreter der verschiedenen Religionsgemeinschaften als Akteure spürbar sind.

GETRAGEN. Machen wir die Probe aufs Exempel in Fisksätra, einem Vorort im Südosten Stockholms, wo je vierzig Prozent der 7000 Einwohner Muslime beziehungsweise Protestanten sind. Zwischen sechsstöckigen Häuserblocks liegt da eine kleine lutherische Kirche aus roten Ziegelsteinen, die auch die Katholiken mitbenutzen. Jetzt wird an die Kirche eine Moschee angebaut – und zwischen beiden Gotteshäusern ein gemeinsames Foyer, auch für den gemischtreligiösen Jugendclub. Kreuz und Halbmond werden gleich hoch in den Himmel ragen, wenn der ganze Komplex 2014 als «Guds Hus», als «Haus Gottes» eingeweiht wird (www.zeit.de/gesellschaft/zeitgeschehen/2010-10/kirche-moschee-schweden). «Kirche und Moschee unter einem Dach – das ist einzigartig in der Welt», sagt der lutherische Gemeindepfarrer Bengt Wadensjö. «Guds Hus ist ein modernes Friedensprojekt», doppelt der aus Palästina stammende Imam Awad Olwan nach. Wunderbar, da spürt man Interreligiosität von unten, wenn auch «nur» christlich-islamische.

GEDULDIG. Basisarbeit von unten statt Mäzenatentum von oben: Die steckt auch hinter den vereinzelt «Häusern der Weltreligionen», die in Deutschland seit den 1990er-Jahren entstanden sind. In Hannover (www.haus-der-religionen.de), später in Rinteln (www.haus-der-weltreligionen.de), demnächst auch in Stuttgart. Getragen werden sie von Vereinen mit Vertretern aus verschiedenen Religionsgemeinschaften. Es sind interreligiöse Veranstaltungshäuser – nicht aber Kultusgebäude mit Gebetsräumen für die verschiedenen Glaubensrichtungen. Und natürlich tut sich auch auf der Grossbaustelle Berlin etwas: Auf dem früheren Flugplatz Berlin-Tempelhof soll ein «Zentrum des Interreligiösen Dialogs» entstehen, das «gesellschaftspolitische Debatten» anstossen will (www.templehoferei.de). Eine «einmalige Initiative», wie es vonseiten der Promotoren heisst. Und am Petriplatz im historischen Stadtzentrum ist ein jüdisch-christlich-islamisches Bet- und Lehrhaus geplant (www.ekbo.de/1065463). In diesem Sakralbau sollen die drei beteiligten Religionen getrennte Gottesdiensträume erhalten, die jedoch für gemeinsame Feiern zusammengelegt werden können. Treibende Kraft dahinter ist der evangelische Pfarrer Gregor Hohberg, der das Berliner Projekt als «europäisches Modellvorhaben» bezeichnet.

GEERDET. Halt! Einspruch aus Bern! Einmalig, europäisch und weltweit, ist das «Haus der Religionen – Dialog der Kulturen», das 2014 am Europaplatz im Westen Berns eröffnet wird (www.haus-der-religionen.ch)! Dieses Fazit Nr.3 wagt der Schreibe zum Abschluss seiner virtuellen Entdeckungsreise zu ziehen. Warum? Weil es sowohl Räume für fünf Weltreligionen (nicht nur für die monotheistischen notabene) als auch für interkulturelle Debatten haben wird. Weil es von unten, von den Religionsgemeinschaften selbst, getragen wird – nicht von Honoratioren. Und last, but not least: weil es mitten in den urbanen Alltag hineingestellt wird – in eine Überbauung mit Restaurant, Hotel und Supermarkt. **SAMUEL GEISER**

Meine, deine, keine Religion

WOCHE DER RELIGIONEN/ Religion hautnah, Informationen aus erster Hand: Auch dieses Jahr lädt die «Woche der Religionen» zu Entdeckungen in der multireligiösen Schweiz ein. – Ein kleiner Veranstaltungsführer.

Was bedeutet der Koran den Muslimen? Welche Jenseitsvorstellungen haben Buddhisten? Wie feiern Hindus Hochzeit? Antworten auf solche Fragen gibts an der «Woche der Religionen», die bereits zum siebten Mal stattfindet, heuer vom 4. bis 10. November. Unter dem Leitthema «Religion-Kultur-Familie» erfährt man, wie Aleviten, Baha'i, Buddhisten, Christen, Hindus, Juden, Muslime, Sikh, aber auch Nichtreligiöse ihre Rituale feiern, welche Hoffnungen sie haben, welche Alltagsorgen sie plagen.

«Die Podien, Ausstellungen und Konzerte, die Moscheen- und Tempelbesuche sollen Begegnungen zwischen Menschen unterschiedlicher Religionen und auch solchen ohne Religionszugehörigkeit fördern», sagt Eva Südbek-Baur, Geschäftsführerin der Interreligiösen Arbeitsgemeinschaft in der Schweiz (Iras Cotis), welche die Veranstaltungen der «Woche der Religionen» koordiniert.

Mehr als 120 Veranstaltungen sind es, die in zwanzig Kantonen, in rund vierzig Städten und Gemeinden, stattfinden. Verantwortet werden sie von lokalen oder kantonalen interreligiösen Plattformen. Dass die «Woche der Religionen» zunehmend auch in ländlichen Regionen Fuss fasst, «im luzernischen Dagmersellen oder im aargauischen Meisterschwanden», freut Eva Südbek-Baur besonders. – Einige Highlights:

AARGAU. Im Kanton Aargau wird ein Besuch der Ausstellung «Entscheiden – über das Leben im Supermarkt der Möglichkeiten» im Stapferhaus Lenzburg angeboten. Danach ein Podium zur Frage, wie es religiöse Menschen mit Wahlfreiheit und göttlicher Vorbestimmung im Leben halten. «(K)ein Gottesbild – vom lachenden Buddha zum tanzenden Shiva», heisst es an einer Veranstaltung in Aarau. Welche Bilder schaffen sich die Religionen für das Unvorstellbare? Und wie geht man mit Bildern um, die andern heilig sind? «Sicher wird da auch der Mohammed-Film oder der Karikaturenstreit zur Sprache kommen», sagt Thomas Markus Meier, Erwachsenenbildner bei der römisch-katholischen Kirche. Und

betont: «Das interreligiöse Gespräch, auch jenes über «heisse Eisen», wird im Aargau das ganze Jahr über gepflegt, an monatlichen Stammtischen in Aarau und Baden.»

BASEL-LANDSCHAFT. Wenn irgendwo im Nahen Osten im Namen des Islam gebombt wird, werfen die Anschläge unweigerlich auch einen Schatten auf Muslime in der Schweiz. Wenn Israel am Pranger steht, werden auch Schweizer Juden in anonymen Briefen beschimpft. Interessanterweise gilt das Gleiche nicht für Schweizer Christen: Kaum jemand macht sie mitverantwortlich für die Aussenpolitik der christlich geprägten USA. «Mitgegangen – mitgefangen?» heisst an einem Podium in Liestal, wo Religionsvertreter diskutieren, wie sie mit dieser Kollektivhaftung umgehen.

BERN. Bereits gut etabliert ist die «Nacht der Religionen» in der Stadt Bern, die am 10. November zum fünften Mal stattfindet. Ganz pluralistisch gestaltet der «Interkulturelle Buddhistische Verein Bern» die Eröffnungsfeier «mit Beiträgen aus den verschiedenen buddhistischen Traditionen». Erstmals klinkt sich auch die Universität in die «Nacht» ein: Eine Theologin, ein Religions- und ein Islamwissenschaftler diskutieren über das «Miteinander» der Religionen. Erstmals machen in Bern auch die Mormonen mit, die sich – wie alle anderen teilnehmenden Gemeinschaften – jeglicher Missionierung enthalten wollen und müssen.

Mit «Lust auf Koscher?!» lockt die Synagoge. Da gehts um koscheres Essen, gar um koscheren Sex. Radja Yoga (geistige Übungen), Sidha ayurvedic (natürliche Heilmittel), Brahnayama (bewusstes Atmen): Einführungen dazu bietet der hinduistische Verein Saivanerikoodam im «Haus der Religionen». Und die evangelische Herrnhuter Sozietät lässt eine Tänzerin und eine Kickboxerin tanzen und boxend «nach der richtigen Menge Religion» suchen. Einen spirituellen Leckerbissen verspricht die Schlussveranstaltung «Beten bewusst (er)leben» in der Heiliggeistkirche: Singend und rezi-



Blick über den Gartenzaun und die Kirchturmspitze: Die «Woche der Religionen» ermöglicht Begegnungen in der multireligiösen Schweiz

KALENDER DER RELIGIONEN

Zur «Woche der Religionen» erscheint auch dieses Jahr ein interreligiöser Kalender: diesmal zum Thema «Musik – Klangfenster zum Göttlichen» (September 2012–Dezember 2013). In Wort und Bild wird der Stellenwert von Gesang und Klang in den verschiedenen religiösen Traditionen thematisiert. Musik begleitet die wichtigsten Lebensstapen und ist ein bevorzugtes Medium der Zwiesprache mit dem Göttlichen.

Bezug (Fr. 15.–): Iras Cotis, Postfach, 4002 Basel, Tel. 061 361 59 81 info@iras-cotis.ch www.ir-kalender.ch

tierend wird in den verschiedenen Traditionen gebetet. «So vielfältig, wie die Kulturen und Glaubensüberzeugungen sind, so mannigfaltig sind die Formen spirituellen Lebens», sagt David Leutwyler vom «Haus der Religionen – Dialog der Kulturen». Differenzen zwischen den Religionen würden dabei mitnichten verwischt: «Man darf an der «Nacht der Religionen» immer Fragen stellen – in gegenseitigem Respekt.»

SOLOTHURN. Die «Woche der Religionen» im Kanton Solothurn richtet sich mit dem Slogan «meine/deine/keine Religion» explizit auch an Konfessionslose, Agnostiker und Atheisten. «Uns ist sehr wichtig, dass nicht nur Insider daran teilnehmen», sagt Dijana Tavra von der kantonalen Fachstelle Integration, welche den Anlass im Solothurnischen mitträgt. Der Workshop «Familie und Partnerschaft in meiner, deiner, keiner Religion» in der Stadt Solothurn etwa wird denn auch nicht nur von Religionsgemeinschaften, sondern auch vom Quartierverein Weststadt mitorganisiert.

ZÜRICH. «Ausgegrenzt in Zürich. Juden, Täufer, Katholiken damals! – Muslime heute?»: Ein alternativer Stadtrundgang will bewusst machen, dass das Zusammenleben von Menschen verschiedener Religionen und Konfessionen «nie ohne Spannungen» verlief, weder in Zürich noch anderswo. Noch ein anderes heisses Eisen wird in der Limmatstadt aufgegriffen, und zwar am interreligiösen Disput «Missionieren: Auftrag oder Ärgernis?». Christen missionieren – Andersgläubige auch? Wie kommt das an? Dass an der «Woche der Religionen» darüber debattiert werden kann, wertet Virginia Suter Reich, Geschäftsführerin des Zürcher Forums der Religionen, als «Ausdruck des gewachsenen Vertrauens» zwischen den Religionsgemeinschaften. **SAMUEL GEISER**

DAS WORT HAT ...

ANGELA BERLIS
Christkatholische Theologin



Kleine Revolution

Wer an offizielle interreligiöse Dialoge denkt, hat wahrscheinlich sofort männliche Repräsentanten vor Augen. Als Papst Johannes Paul II. 1986 religiöse Führer nach Assisi einlud, war das ein grenzüberschreitender Schritt – aber Frauen waren nicht vertreten. Und noch heute wird öfter über die Frauen als mit ihnen gesprochen. Dabei zeigen gerade die Aufbrüche im Mittleren Osten, dass sich Frauen zuvorderst für politische und religiöse Veränderungen engagieren – und dass sie durch ihre Religion gerade in harten Situationen Sinn und Visionen für ihr Leben gewinnen.

Von vielen noch unbemerkt, vollzieht sich seit einigen Jahren eine kleine Revolution: dort nämlich, wo theologisch ausgebildete Frauen überlieferte Lehren ihrer eigenen Religion unter die Lupe nehmen und neu interpretieren. Vor Kurzem fand in London eine Konferenz über «Frauen, Autorität und Leitung in Christentum und Islam» statt. Aus der ganzen Welt waren Teilnehmende angereist, sogar aus Saudi-Arabien. Es ist beeindruckend, wie sorgfältig die überlieferten heiligen Texte gelesen, wie verlorene Stimmen, übergangene Traditionen, vergessene Einsichten aus den Weltreligionen zurückgeholt und vor dem heutigen Hintergrund sich verändernder Rollen und Erwartungen an Frauen in Gesellschaft und religiösen Institutionen interpretiert und praktiziert wurden. Die Ergebnisse solchen Forschens betreffen meist Fragen, wie das Alltagsleben und -überleben lebenswert und unter der Erfahrung von Gottes Gegenwart gestaltet werden kann. Es ist eine Freude wahrzunehmen, wie hier in der Begegnung miteinander in religiösen Fragen Neues aufbricht – mit weitreichenden Folgen für die Gesellschaft.

In der Rubrik «Das Wort hat ...» äussert sich jeweils eine Vertreterin oder ein Vertreter einer beteiligten Religionsgemeinschaft. Diesmal: Angela Berlis, Professorin für Geschichte des Altkatholizismus und Allgemeine Kirchengeschichte am Departement für Christkatholische Theologie an der Theologischen Fakultät der Universität Bern.

IMPRESSUM

zVsite

Interreligiöse Gemeinschaftsproduktion von:

- **«reformiert.»** (Ausgaben Aargau, Bern, Zürich); www.reformiert.info
- **«Pfarrblatt»** (röm.-kath. Wochenzeitung Kanton Bern); www.pfarrblattbern.ch
- **«Horizonte»** (röm.-kath. Pfarrzeitschrift Aargau); www.horizonte-aargau.ch
- **«Christkatholisch»** (Zeitschrift der Christkatholischen Kirche der Schweiz); www.christkath.ch
- **«Tachles»** (jüdisches Wochenmagazin); www.tachles.ch

sowie von **Mitgliedern der muslimischen Glaubensgemeinschaft.**

Der Titel ist Programm: «zVsite» geht zu Besuch – und dokumentiert und diskutiert interreligiöses Zusammenleben.

«zVsite» erscheint anlässlich der «Woche der Religionen» (4.–10. November 2012)

Auflage: 850 000 Exemplare
Redaktion: Peter Abelin, Christa Amstutz, Jean Drummond-Young, Jasmina El-Sonbati, Carmen Frey, Samuel Geiser, Rita Jost, Andreas Kruppenacher, Martin Lehmann, Jürg Meienberg, Sabine Schüpbach

Blattmacher: Martin Lehmann

Bilder: Pia Neuenschwander, Bern

Layout: Renata Hubschmied, Bern

Korrektorat: Yvonne Schär, Langenthal

Kontakt: www.zvsite.ch

FLÜGEL OHNE FLÜGEL

Sie werden bemerkt haben: Im Reigen der Gespräche zwischen konservativen und progressiven Vertreterinnen und Vertretern der an «zVsite» beteiligten Religionsgemeinschaften fehlt die christkatholische Paarung. Der Grund: In einer Kirche, deren Tradition es ist, liberal zu sein, gibt es keinen Graben zwischen Traditionalisten und liberalen Kräften. Die Christkatholische Kirche könnte als liberaler Flügel der katholischen Kirche verstanden werden – und ein Flügel hat keine Flügel.

WOCHE DER RELIGIONEN 2012: ROSINEN AUS DEM PROGRAMM

AARGAU

6. + 7. November: «(K)ein Gottesbild – Vom lachenden Buddha zum tanzenden Shiva: Zur Bilder- geschichte der Religionen». Katholisches Pfarrhaus Aarau, Gartenzimmer, 19.30.

Infos zu weiteren Veranstaltungen: Aargauer Interreligiöser Arbeitskreis www.airak.ch; Tel. 062 822 77 06

BERN

10. November: «Nacht der Religionen» in über einem Dutzend Gotteshäusern, im provisorischen «Haus der Religionen» sowie an der Universität.

www.nacht-der-religionen.ch

8. –10. November: Internationale Konferenz «Interreligiöse Beziehungen und ökumenische Fragen» – u. a. mit öffentlichen Vorträgen von Elham Manea und Adrian Loretan (8. Nov., Uni-Hauptgebäude, Hochschulstr. 4, Hörsaal 101) und einem Panel zum Auftakt der Nacht der Religionen (10. Nov., 15.30, Fabrikstrasse 6).

Infos: www.theol.unibe.ch

SOLOTHURN

11. November: «Familie und Partnerschaft in meiner, deiner, keiner Religion». Workshop für Erwachsene und Kinder. Im Anschluss multikulturelles Buffet. Schulhaus Brühl, Brühlstr. 120, Solothurn, ab 14 Uhr (Bus 5/7 bis «Ulmenweg»).

Infos zu weiteren Veranstaltungen www.integration.so.ch (Rubrik «Veranstaltungen»); Tel. 032 627 60 13

ZÜRICH

4. November: «Ausgegrenzt in Zürich: Juden, Täufer, Katholiken damals! – Muslime heute?» – Alternativer Stadtrundgang auf den Spuren der Ausgrenzung damals und heute.

Helmhaus/Wasserkirche, Limmatquai 31, Zürich (ab 15 Uhr) (Tram 4/15 bis «Helmhaus»)

Infos zu weiteren Veranstaltungen: Zürcher Forum der Religionen www.forum-der-religionen.ch

Gesamtprogramm Schweiz und weitere Informationen: Interreligiöse Arbeitsgemeinschaft der Schweiz (Iras Cotis); Tel. 061 361 59 81 www.woche-der-religionen.ch

KREUZWORTRÄTSEL

Die Arbeitsgruppe Dialog

EIN TEXT VON PEDRO (30 WAAGRECHT)

VORGEHEN/ Ergänzen Sie den Text dieser Glosse eines bekannten Schweizer Sprachartisten, indem Sie anstelle von **x** waagrecht und **y** senkrecht das treffende Wort einsetzen. Dieses füllen Sie ins unten stehende Schema ein. Wenn es voll ist, haben Sie auch das Lösungswort gefunden – und können den Text im Zusammenhang genießen.

Der Dialog zwischen den Generationen war von einer interreligiösen Arbeitsgruppe angeregt worden. In einem lockeren Gespräch hätten Themen wie **(12 senkrecht)** zwischen den **(24 senkrecht)**gruppen oder Pluralismus **(11 waagrecht)** Umgang mit Tradition angegangen werden sollen. Die vorbereitende Kommission hatte allerdings befürchtet, es sei ungewiss, ob sich die jüngere **(1 waagrecht)** für einen derartigen Dialog gewinnen liesse. Und wenn nur alte Menschen kämen, sei ein Dialog zwischen den Generationen kaum möglich. In seiner Kirche zum Beispiel, sagte der reformierte Pfarrer, liege der **(24 senkrecht)**durchschnitt der **(25 waagrecht)** Mitglieder fast schon im dreistelligen Bereich.

Der **(20 waagrecht)** der muslimischen Gemeinde meinte, diesbezüglich müsse er sich **(2 senkrecht)** beklagen, allerdings finde er die vorgeschlagene Themenauswahl etwas **(17 waagrecht)**. Solche Themen würden den angestrebten Dialog zwischen den Generationen kaum auf einen guten **(33 waagrecht)** bringen. «Ich will euch zitieren aus einer **(19 waagrecht)**...» - Doch bevor er ausgedet hatte, unterbrach ihn der **(10 waagrecht)**: «Warte, mein **(26 senkrecht)**. Wir haben gute Erfahrungen mit Musik anlässen gemacht. Die Leute kommen, wenn ein **(29 senkrecht)** Kultur geboten wird.» Kultur sei meist ein **(23 senkrecht)** der Gottesliebe, sagte hierauf der katholische Pfarrer, nur dürfe es nicht wieder ausarten wie damals in jenem **(4 senkrecht)** bei **(21 senkrecht)** oder im Jahr davor auf der andern Seite des

Sustens im Kanton **(37 waagrecht)**, als sie für einen Kulturdialog zwischen den Generationen das Thema «Feministische Bilder von **(1 senkrecht)** und **(9 waagrecht)** bei aufmüpfigen **(6 senkrecht)** im Vatikan» gewählt hätten.

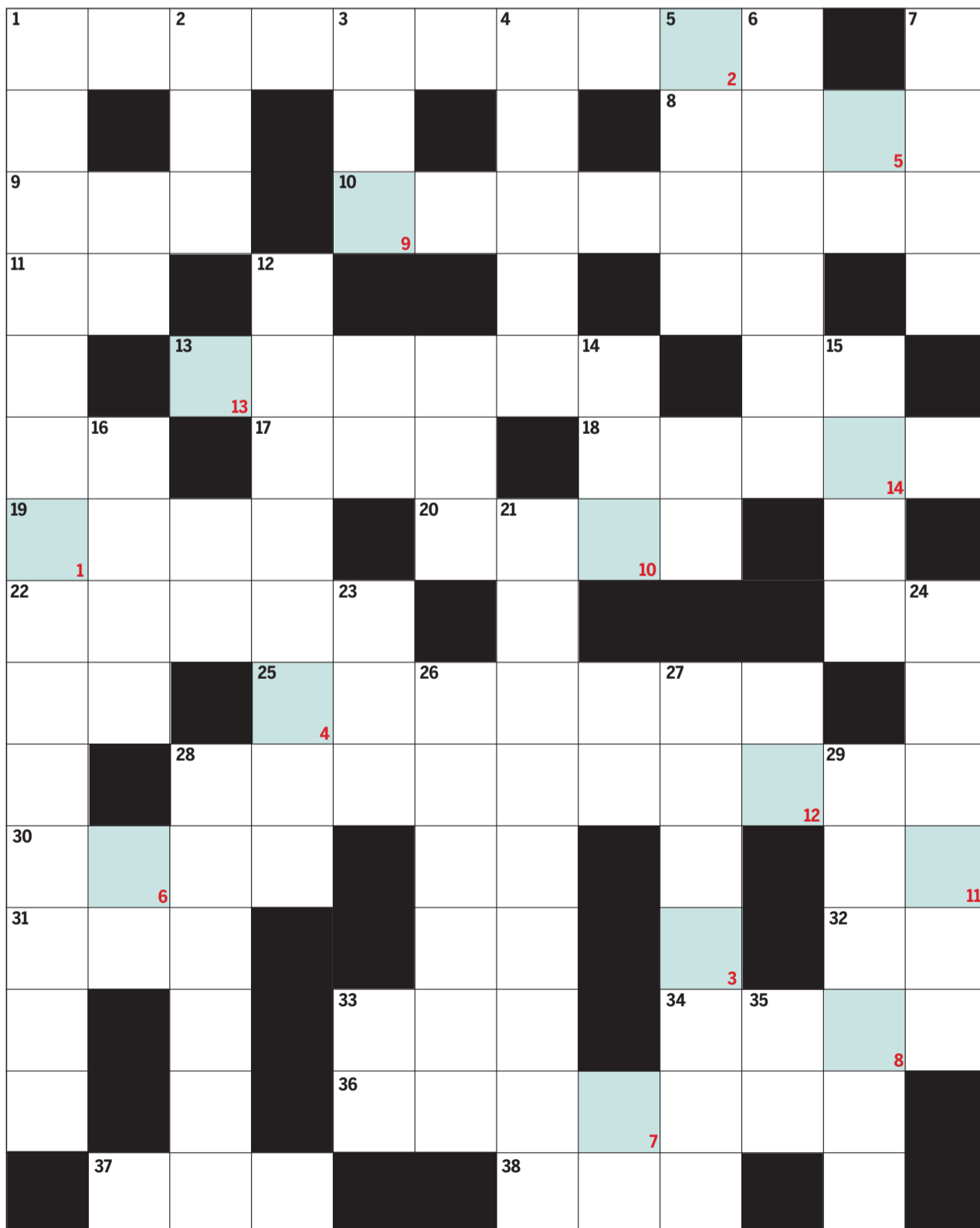
(20 waagrecht) und **(10 waagrecht)** mussten das Lachen unterdrücken, während der reformierte Pfarrer mit geschwellenen **(18 waagrecht)** versicherte, es werde ganz bestimmt nicht um den Vatikan gehen. Er denke eher an einen Generationendialog an einer Uni oder **(35 senkrecht)** zum Thema «**(13 waagrecht)** im Wandel der **(15 senkrecht)**.» – «Das tönt nicht so schlecht», meinte der **(20 waagrecht)**, doch schlage er eine leichte Abwandlung des Titels vor, zum Beispiel: «Der Wandel der **(15 senkrecht)** ist die **(13 waagrecht)**.» – «Wenn schon eine **(36 waagrecht)** für die **(13 waagrecht)** geschlagen werden soll», mischte sich der **(10 waagrecht)** ein, «plädiere ich für den Titel «Zweifel als Vorstufe zur **(13 waagrecht)**.»

«Das ist alles **(31 waagrecht)**! Ich sehe schon, geistreiche Vorschläge sind so **(3 senkrecht)** wie **(16 senkrecht)** im **(28 waagrecht)**», befand der katholische Pfarrer genervt, wobei seine Gesichtsfarbe von Rot zu **(5 senkrecht)** wechselte. «Wenn die jüngere **(1 waagrecht)** abgeholt werden soll, dann muss es etwas Exotisches sein! «Mission in der dritten Welt» liegt da **(38 waagrecht)**. Oder sonst «Das **(7 senkrecht)** Gottes als Hort der **(16 senkrecht)**», das interessiert die Jungen und die Alten. Das ist **(32 waagrecht)** vom Feinsten.»

Er habe eher den Eindruck, sagte der **(10 waagrecht)**, die Jungen und die Alten seien vorwiegend an Gratiszeitungen, Mobiltelefonen und Videofilmen interessiert. «**(8 waagrecht)**!», entfuhr es dem **(20 waagrecht)**: «Es braucht einen Generationendialog über religiöse Schriften im Computerzeitalter: **(22 waagrecht)**, Bibel oder Koran – welches Buch hat hippe und coole **(34 waagrecht)** für das iPhone?»

«Alles gut und recht!», warf der katholische Pfarrer ein, «aber das wäre unfair, denn mit so einem Thema werden jene diskriminiert, die technisch noch auf dem Stand von Adam und **(14 senkrecht)** sind. Ich kenne Leute, die ihr Telefonkabel noch auf einer Haspel aufrollen.»

Vergeblich versuchte sich die interreligiöse Arbeitsgruppe auf ein Thema für den Dialog zwischen den Generationen zu einigen. Das Vorgehen blieb **(28 senkrecht)**. Die vier Seelsorger mussten einsehen, dass solche Dialoge kaum planbar sind. «Lasst uns in einem **(23 senkrecht)** der Demut fürs Erste bei uns selber anfangen!», schlug deshalb der reformierte Pfarrer vor, «jeder geht jetzt nach Hause und sucht einen offenen Dialog mit seinen eigenen Kindern und Enkelkindern.» Fast alle waren einverstanden. Nur der katholische Pfarrer schüttelte traurig den Kopf und seufzte: «Wenn es so **(27 senkrecht)** wäre!»



DIE BUCHSTABEN IN DEN GETÖNTEN FELDERN ERGEBEN DIE LÖSUNG

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14
---	---	---	---	---	---	---	---	---	----	----	----	----	----

Setzen Sie die Buchstaben in den getönten, rot nummerierten Feldern der Reihe nach (von 1 bis 14) zum Lösungsbegriff zusammen und schicken Sie uns **bis 15. November 2012** Ihre Antwort – elektronisch oder per Post: «zViste»-Kreuzworträtsel c/o Redaktion «reformiert.» Postfach 312 3000 Bern 13 zviste@zviste.ch Mit etwas Glück gewinnen Sie einen der folgenden Preise:

- 1. Preis**
Laden Sie Gäste zu sich nach Hause ein und lassen Sie die Tafelrunde vom Catering-Service «Gourmet15Box» einen Abend lang gediegen bewirten. – Gutschein für ein Nachtessen für vier Personen in Ihrer Stube im Wert von Fr. 700.–.
- 2. Preis**
Gehen Sie zViste! Gutschein für ein 2-Jahres-Halbtaxabo der SBB im Wert von Fr. 300.–.
- 3. Preis**
Freier Eintritt in über 470 Museen der Schweiz: Besuchen Sie Raritäten, Kuriositäten und Orte der Kunst, wo immer und so oft Sie wollen. – Gutschein für einen Museums-Jahrespas für die ganze Familie (2 Erwachsene, 2 Kinder) im Wert von Fr. 277.–.
- 4.–10. Preis**
Blick über den Gartenzaun: ein interreligiöser Kalender zum Thema «Musik – Klangfenster zum Göttlichen» im Wert von Fr. 15.–.

AUTOR DES KREUZWORTRÄTSELS: EDY HUBACHER